

(Nachdruck verboten.)

81]

## Die Fausare.

Roman von Fritz Mauthner.

Mit einem raschen, bösen Blick entzog Leontine dem Verlobten die rechte Hand, sie fühlte plötzlich, daß sie die Aeltere von beiden war, aber auch die Kältere und Märgere; es war kein Zweifel, Richards Liebe zu ihr war noch nicht ganz frei von der Erinnerung an die andre. Leontine galt seine Leidenschaft, aber der andern seine Erinnerung und seine Thränen. Um so besser, wenn er nun endlich zu sprechen begann und die letzten Fuchungen der vernichtenden Jugendliebe vor Leontines Augen erstarben; sie wollte die Erbin dieser Liebe sein, darum mußte sie den Mut haben, der Toten, ihrem Opfer, die Augen zuzublicken.

Die Seligkeit, in der sie eben noch geatmet hatte, war entschlüpft; sie mußte ganz ruhig sein, um sie wieder einzufangen zu können.

Sie legte die Linke um seine Schulter.

„Nicht wahr,“ sagte sie mit weicher Stimme, „ich kenne Dich genau? Ich bin nicht Deine erste Liebe, ich habe lange mit einer unwürdigen Nebenbuhlerin zu kämpfen gehabt? Du hast Dich eben jetzt, als wir glücklich sein wollten, Deiner großen Jugendthorheit erinnert? Deine Thränen galten nicht unfrem Glücke, sondern irgend einem selbstverschuldeten Elend der andern?“

Richard nickte mit dem Kopfe; er glaubte, daß Leontine die Wahrheit sprach, er wunderte sich nicht einmal darüber, daß sie seine Gedanken ins Kleinste erriet, eher wollte er annehmen, daß seine eigenen Gefühle ihn betrogen, als daß dieses schöne Weib irrte.

„Du kennst mich besser, als ich mich selbst kenne,“ sagte er und lehnte seinen Kopf auf ihre Schulter; „noch einmal — habe Geduld mit mir. Nur bei Dir kann ich Ruhe und Glück finden; ich hätte es nicht geglaubt, als ich Dich zum erstenmale sah.“

Und er erzählte ihr, wie sie ihm zuerst hart und unnahbar in ihrem Prunkzimmer und im Parle neben dem Kollstuhl ihres Vaters erschienen war.

„Du siehst, Liebster,“ sagte sie und streichelte dabei seine Hand, „auch ich habe Trübes genug erfahren; bin nicht unwürdig, Deine Bekenntnisse anzuhören. Sprich zu mir von Deiner Jugendthorheit, sprich zu mir von der andern; ich will mit Dir trauern, damit ich mit Dir glücklich sein kann.“

Näher und näher zog sie ihn an sich heran, bis Richard wieder ihren Leib umschlungen hatte und wieder zu ihren Füßen auf dem weichen Teppich kniete; diesmal aber mußte er sie anschauen und in ihre glücklichen Augen sehen und tapfer seine Beichte ablegen.

Richard war ihr noch dankbar für ihren Anteil; zum erstenmal in seinem Leben durfte er offen von seiner Liebe sprechen, und daß er es zu dem Weibe that, welches ihn von seiner unseligen Neigung befreite, das machte ihn nur noch mittheilbarer.

Den Namen des geliebten Mädchens nannte er nicht, er verriet mir, daß er sie als Kind im Garten des Hauses nebenan kennen gelernt habe.

Leontine litt schwer, aber sie wollte Richard nicht freigeben, bevor er nicht alles ausgesprochen, und so fragte sie immer weiter, sobald er verstummte. Allmählich schwand seine Befangenheit, in seinem Stimmer war es ihm ein lieber Trost, daß er endlich die Last des Schweigens, die er jahrelang getragen, von sich werfen und einem Fremde sein Herz öffnen konnte. In Leontine wollte er darum jetzt nichts sehen als einen guten Kameraden, der an seiner Erzählung warmen Anteil nahm; das Weib, dem er sich so nahe fühlte, das war nicht Leontine, die weichen Finger, die seine Haare und seine Wangen liebkosten, gehörten nicht ihr. Was seine Sinne gefangen nahm, das mußte zu Johanna gehören, der er sich niemals so nahe gefühlt hatte wie jetzt, da er mit einem Berichte seiner unglücklichen Liebe von ihr Abschied nahm. Nur die Augen, die ihn klug und freundlich anschauten, gehörten der schönen Leontine, der guten Freundin, die ihm heute seine Beichte

abnahm und neben der er dafür zeitlebens ein ruhiges Dasein finden würde.

Richard verschwieg keines der kleinen Erlebnisse, aus denen seine Liebesgeschichte mit Johanna bestand. Leontine erfuhr, wie das Mädchen nebenan im Garten einmal mit Richards Hilfe einen toten kleinen Sperling, der noch nicht flügge aus dem Neste gefallen war und den sie durch drei volle Tage am Leben erhielt, vergraben hatte und wie sie trauernd jeden Abend an dem kleinen Leichenhügel zusammentamen, um zuerst über den verstorbenen Liebling und dann über die unerfüllten Wünsche ihres Lebens zu klagen. Johannas Mutter liebte ihren kleinen Naim so sehr, daß sie für das Töchterchen keine Zärtlichkeit übrig hatte, und Richards Vater war wohl ohne Zärtlichkeit auf die Welt gekommen; so meinte wenigstens damals sein vierzehnjähriges Söhnchen, Johanna vermählte einen Vater, der Knabe eine Mutter, und so hatten Richard und das kaum zehnjährige Mädchen sich eines Abends am halbzertretenen Hügel des toten Sperlings auf das Rasengeländer gesetzt und hatten einander mit einem feierlichen Schwur, nach Art der alten Römer — Richard las in der Schule eben den Titus Livius — gelobt, einander niemals zu verlassen und sich gegenseitig Vater und Mutter zu sein und nebenbei wohl auch Bruder und Schwester, wie das bei Homer, wenn Hector von Adromache Abschied nimmt, so schön ausgeführt ist. Damals hatten sie den ersten Kuß getauscht, ein Kuß, von dem die Sinne nichts wußten und von dem er keine andre Erinnerung hatte als von dem ersten verlobten Schneestern des Winters, der etwa auf seine Lippen fiel und dort von der warmen Berührung zerging.

Richard fand es ganz natürlich, daß Leontine aus Anlaß dieser Geschichte seinen Mund suchte, daß ein langer, inniger Kuß, der durchaus nicht an eine zerfließende Schneeflocke gemahnte, zu einer Vergleichung herausforderte. Ihm war so wohl mit der lebendigen Frau im Arm und den Erinnerungen im Herzen, daß er es sich nie besser gewünscht hätte; er veränderte ganz unbefangen seine unbequeme Stellung, schob eines der dümmbeinigen Stühlchen ganz dicht an Leontine heran, nahm darauf Platz, umfachte ihre geschmeidig nachgebenden Schultern, lehnte sich über das Sofa zu ihr hinüber und sprach weiter, ohne ihre Frage abzuwarten.

Die Kinder vergaßen ihren Schwur viele Jahre nicht, immer wieder fanden sie sich zusammen, um einander die toten Verstorbenen zu ersetzen; und als das heranblühende Mädchen zuerst über die Narretei zu lächeln begann und dem Jüngling ihr Lächeln mittheilte, da trat ganz sachte an Stelle ihres thörichten Gelöbnisses ein ernsteres Gefühl, welches dem Jünglinge wenigstens viel zu schaffen machte. Daß es Liebe sei, was er für Johanna empfand, hätte er vielleicht immer noch nicht erfahren, wenn Naim nicht dazwischen getreten wäre. Der kleine Kadett, der nur selten auf Urlaub zur Mutter kam, dann aber allerdings täglich mit Richard zusammentraf, war ein lustiger und unermüdlischer Spielgenosse, trotzdem er noch um ein Jahr jünger war als das Mädchen; aber ab und zu schwoll ihm der Stau von seinem Standesbewußtsein, und einmal, im Garten, am Grabe des vergessenen Sperlings, das sie jetzt ihr Hünengrab nannten, schwur er bei den Gebeinen seines hier unten ruhenden Vorfahren, daß Johanna niemals die Frau eines Bürgerlichen werden dürfe.

Johanna lachte den Bruder zwar aus, und Richard wagte, ihn einen dummen Jungen zu nennen, aber beide hatten ihre Unbefangenheit verloren, ihr Zusammensein gewann einen andern Inhalt, die Menschen und die Natur veränderte ihr Ansehen.

Der Frühling und der Herbst wurden die toten Jahreszeiten, aber zur Sommerszeit im Garten und von Weihnachten ab beim Schlittschuhlaufen auf dem Neuen See da setzte die junge Liebe fröhlich immer neue Wurzeln und zwar erstarkte sie im Winter immer an schnellsten. Im großen Park hinter dem Hause waren sie zu viel allein gelassen, da schämten sie sich und plauderten noch am unbefangenen von ihrem deutschen Aufsatz und andern gelehrten Dingen; doch auf dem Eise, beim Schmetter der Militärmusik, beim Durcheinander der Schlittschuhläufer, da zogen sie ungerne ihre Vögelinien, da flogen sie in Schlangenwindungen durch

das dichteste Gewühl, da fanden sie durch alle Schwierigkeiten ihren Weg, da wagten sie, mitten unter dem Menschenhaufen es einander mit den Augen zuzulachen, daß sie sich liebten; zu einer Erklärung kam es nicht. Seltener, immer seltener bekam er dann das schöne Fräulein Johanna zu sehen, scheuer und scheuer betrachtete Richard seine zukünftige Braut, nur noch einmal wechselten sie einen Kuß, am Abend vor seiner Abreise nach England. —

Diesmal brauchte Leontine seine Lippen nicht zu suchen; das Spiel hatte ihm eingeleuchtet, und ganz tapfer wendete er mit seinen beiden Händen das schöne Haupt sich zu, um sich die alte Liebe aus der Seele küssen zu lassen, und auch jener letzte Verlobungskuß Johannas hielt den Vergleich mit dieser wilden Gut nicht aus; nun erfuhr er, wie thöricht seine Andacht zu Mädchenlippen gewesen war. Das waren endlich Küsse, die berauschten. Er war so hingerissen von der Wirkung seiner Beichte, daß er seine Absicht ganz darüber vergaß; so mußte jetzt Leontine, als sie, beide müde vom Küssen, lächelnd neben einander saßen, wieder zu fragen anfangen, und schnell, mit schmerzlichem Jörn, erzählte Richard, was sich seit seiner Rückkehr ereignet hatte: Johannas beleidigenden Empfang, seine Entdeckung, daß sie den Malern Modell stehe, sein Mitleid mit dem armen Kinde, das ihn vor wenigen Tagen Schreiberdienste angeboten hatte, sein Entsetzen vor dem frechen Bilde Disselhofs und den Tod aller seiner Hoffnungen, als er heute das arme Mädchen zum zweitenmale vor aller Welt bloßgestellt sah in dem gut gemeinten Aufsatze der „Zanfara“.

Nur das eine verschwieg er, daß er selbst Johannas Bildnis gekauft und dem Maler mit einem Auftrage zurückgegeben hatte.

Leontine mußte die ganze Gewalt aufwenden, die sie über sich selbst besaß, um den Sturm nicht zu verraten, der sie während dieser Stunde bewegte; nur in einem durrte sie wahr sein, in der wachsenden Leidenschaft, mit der sie Richard zu immer wilderen Küssen verführte und mit der sie ihn, als er geendet, fast weinend vor Liebe und Wut, mit ihren Armen umschlang; immer begehrenswerter erschien ihr diese reine Seele, dieser thörichte Mensch, der mit seinen Gefühlen spielen ließ wie ein Knabe. Vergessen waren ihre klugen Vorsätze, nur dem berühmten Künstler anzugehören; in den Umarmungen dieses lenkamen Mannjünglings wollte sie sich selbst wieder jung und rein Herzen, in ihm wollte sie das Glück an ihre Seite zwingen und die Welt verlassen, nicht mehr mit dem alten, bösen Hohn ihrer überlegenen, gemeinen Klugheit, nein, mit der neugeborenen Heiterkeit eines fernen, fernen Kinderfinnes; und sie fragte sich gar nicht, warum dieses Glück ihr immer nur als Zukunftsbild erschienen, warum sie sich nicht hier, jetzt, an seiner Gegenwart erfreute. Auch daran war wieder nur die andre schuld, diese andre, die sie schon längst gehaßt zu haben glaubte, gegen die sich aber in dieser Stunde eine ungeahnte Rachelust in ihr ansammelte. Leontine begriff, daß sie das Glück der Zukunft teuer erkaufen mußte; aber die andre sollte es bezahlen.

Dreimal hatte man, seitdem sie allein waren, ein leises Klingeln vernommen, und jedesmal war Richard erschreckt von der Hausfrau zurückgewichen. Immer wieder hatte Leontines Lächeln daran erinnern müssen, daß kein Gast und kein Diener sie stören dürfe. Jetzt klingelte es zweimal rasch nach einander in scharfen, kurzen Schlägen.

„Das ist Dein Vater,“ sagte Leontine, sich aufrichtend, „den wollen wir herein lassen, unsre Verehrung wird ihn glücklich machen.“

Und sie that einige Schritte, um die Klingel neben ihrem Schreibtische zu berühren. Hestig sprang Richard auf und hielt sie zurück.

„Nur jetzt nicht,“ rief er und sagte ihre Hände; „ich will mit Dir allein bleiben!“

„Es ist Dein Vater!“ rief Leontine. Sie war ihrer Macht wohl sicher; dennoch wünschte sie, Richards Vater zum Zeugen einer förmlichen Verlobung hier zu haben.

„Nein, ich will niemand sehen,“ sagte Richard hestig, „ich will in dieser Stunde kein Wort vernehmen von der Welt da draußen!“

Leontine stand mit gekreuzten Armen vor ihm.

„Und doch,“ sagte sie mit ruhigem Ernst, „wird die Welt, wenn die Zeit um ist, erfahren müssen, was wir einander geworden sind, und Dein Vater sollte schon jetzt darum wissen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Nun werden die sommerlichen Musikspielereien von dem ernstern Spiel der Winterzeit, die leichtere Ware von der schwereren, das zur Rücksicht berechtigende Urteil von dem strengeren abgelöst. Das Beste der Sommeraison, die Morvik-Oper, hatte sich noch für ihren letzten Abend etwas Besonderes geleistet, eine einmalige Aufführung von Beethovens „Fidelio“, die, wie ich höre, mit einer echt künstlerischen Leistung von Hennh Vorhers in der Titelrolle schlechtweg als gut bezeichnet werden konnte. Unmittelbar daran schloß sich der Wiederbeginn der Thätigkeit der zweiten von unsern zwei eigentlichen Opernbühnen des Winters, des „Theaters des Westens“. Hier hat man ganz besondere Anläufe genommen, um das immerhin noch beschränkte Gute der ersten zwei Spieljahre zu erweitern, insbesondere durch neugagierte Gesangskräfte. Soweit wir nach ein paar Aufführungen aller Stücke urteilen konnten, ist denn auch in der That eine Hebung zu verzeichnen. Sie betrifft freilich zumeist das, was ohnehin schon ziemlich gut war: die Regie des Herrn Oberregisseurs Felix Ehrl. Hier ist ein noch frischerer und harmonischerer Ton angeklungen, wenigstens von einer idealen Dramatik begreiflicher Weise auch hier nicht gesprochen werden kann; der Chor ist noch beweglicher als früher und singt nun auch etwas sicherer als vordem — der Jägerchor im „Freischütz“ könnte allerdings besser sein. Auch dem Orchester ist ein neues Aufstrahlen anzumerken; die Ausstattung hat jedenfalls in der „Wolfschlucht“ weder etwas besonderes Neues noch etwas besonderes Dämonisches erreicht; eine Balletteinlage unter Führung Fel. E. Madinas war recht hübsch.

Mit dem neuen und dem alten Gesangspersonal steht es nun nach unren ersten Erfahrungen folgendermaßen. Vor allem hat sich als „Agathe“ im „Freischütz“ eine jugendlich dramatische Sängerin eingeführt, Elsa Salvi. Sie besitzt eine der schönsten und sympathischsten Stimmen, die wir von heute kennen. Die Stimme ist nicht auf besondere Höhe angelegt, bringt aber die hohen Töne viel milder heraus, als es sonst bei Stimmen geschieht, die dem Umfang nach höher liegen. Dazu tragen denn auch ihre volle sonore, geradezu dunkle Klangfarbe, die doch den Soprancharakter nicht aufhebt, und eine vorzügliche Vokalbildung bei. Schade jedoch, daß die Sängerin diese Vorzüge zum Teil übel vertretet: vor allem durch ein so unständlich hinaufziehendes Ansehen vieler Töne, daß man lange nicht weiß, ob sie falsch oder richtig sind; dann durch einen Mangel an ruhigem Fortspinnen längerer Töne, die vielmehr meist zu unruhig an- und abgeschwellt werden; endlich durch ein merkwürdig mühsames Atemholen, in Verbindung mit einem unnötigen Zerreißen von Phrasen. Weisheitsweise wurde der bekannte, in einem Zug zu singende Vers zweifach zerteilt: „Und ob — die Wolle — sie verfühle.“ Neben ihr zeigte Hedwig Hübsch als Knechtchen eine weniger bedeutende, doch auch weniger mangelhaft verwendete Stimme mit einem sympathisch metallischen Klang. Unter den drei Brantjungfern waren, glaub ich, neu die zwei ebenfalls gut ausfallenden Sängerinnen Clara Jaffé und Anna Washow-Künstler. Im „Zigeunerbaron“ debütierte als erste Opernsoubrette in der Rolle der Sassi Wilma von Szegheö; auch ihre Umgebung ist nicht recht zuverlässig, etwas unrein und schrill, ihr Spiel angehend, wenn auch auf die Dauer etwas einformig. Unter den bewährten weiblichen Gesangskräften von früher ist wieder die thätige Altistin Johanna Bradenhammer mit allen Ehren zu nennen.

Unter den neuen männlichen Gesangskräften fehlt es bisher wieder an einem rechten Heldentenor. Herr Otto Nowack fiel in kleineren und mehr nach der drolligen Seite liegenden Rollen durch seine klangvolle Stimme und durch sein zum Teil recht bewegliches Spiel gut auf; er scheint einer größeren Rolle zu bedürfen, die sein Können noch mehr zur Entfaltung brächte. Wilhelm Meyer war als Max im „Freischütz“ nicht übel; manches Ungleichmäßige ist wohl auf Befangenheit zu setzen; jedenfalls bedarf seine Tongebung noch mehr des Freien, voll Klingenden. In starkem Maße fehlt dies dem aus der früheren Spielzeit herübergenommenen Tenor Emrich Walter; es ist dies auch nicht zu verwundern, so lange er sein schiefes Verziehen des Mundes und sein Versperren der Mundhöhle durch die Zunge nicht überwindet. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß nun gar das Sieghafte im Klange ganz fehlt, das bei der Rolle des Zigeunerbarons nicht fehlen darf, soll diese überhaupt etwas bedeuten. Das Vortonsfach wurde bereichert durch Herrn Gustav Washow, den wir in der kleinen Fürstenrolle im „Freischütz“, soweit dies möglich war, als einen den Sprechton gut beherrschenden klangvollen Sänger von vornehmer Haltung kennen lernten. Unter den fünf jetzt im Engagement befindlichen Vätern ist die merkwürdigste Erwerbung die unfres bekanten Lokalkomikers Reinhold Wellhof, mit dem Titel eines ersten Gesangsleiters und des Regisseurs der Operette (doch war er als solcher beim „Zigeunerbaron“ noch nicht in Thätigkeit). Es scheint, Direktor Hofspaner habe diese Erwerbung, die ihm jedenfalls nützen wird, nicht aus künstlerischen, sondern aus Nützlichkeitsgründen gemacht. Wellhof ist einer der routiniertesten Schauspieler, die wir kennen, ein Beherrscher des Augenblicks, ein Herr über alle seine Mittel, der es versteht, eine Rolle aus ferner Welt in die Sphäre des gemüthlichen Verkehrs mit dem Publikum zu übertragen. Ob diese Vorzüge ihr für das Feld eines Opernhauses ebenso geeignet machen wie für das eines Possen-Theaters; ob hier für seinen

Mangel an künstlerischem Gesangstönen keine Späße der richtige Ertrag sind; und ob wir es vielleicht mit einem Künstler zu thun bekommen, der sich noch umzubilden versteht: das alles scheint doch etwas zweifelhaft zu sein. Als Zupán im „Zigeimerbaron“ war er lebhafter als sein Vorgänger Hermann Steffens und vertieft nichts von der Mühe, die sich dieser geben mußte; als Kunstfänger ist ihm Steffens jedenfalls über. Eben dieser vorzügliche dramatische Sänger scheint zu sehr als Bass für alles verwendet zu werden; er ist als „Bassbuffo“ gezeichnet, würde aber vielleicht besser ganz ins ernste Fach hinüber zu leiten sein. Ein anderer, mehr baritonaler Bass, der neuentagte „Spielbass“ Albin Günther, machte sich als Kaspar im „Freischütz“ gesanglich und schauspielerisch sehr gut; er hat eine Mischung von moderner Natürlichkeit und italienischem Theaterpathos, aus der hoffentlich unter einer richtigen künstlerischen Opernleitung eine einheitlichere Dramatik werden wird. Noch ein, von früher herübergenommener, Bass: Max Gillmann, verdient wenigstens wegen der Geschicklichkeit gerühmt zu werden, mit der er eine für einen erkrankten Kollegen rasch übernommene zweite Rolle im selben Stück (Gremmit im „Freischütz“, in welchem er bereits den Samiel zu sprechen hatte) durchführte.

Noch einige neue Kräfte brachte eine Aufführung von Rossinis „Barbier von Sevilla“, über die ich jedoch wegen einer Verhinderung mir von zuverlässiger Seite mußte Bericht erstatten lassen. Nach diesem Bericht machte diese ganze Aufführung einen sehr befriedigenden Eindruck. Die Sängerin der „Rosine“, Sophie Schwann, wirkte am Anfang etwas störend durch ihr flaches Singen, durch ihr Hinüberziehen der einzelnen Töne und Worte und durch ihr lautes Atemholen. In kurzen wurde dies viel besser und die Sängerin zeigte, daß sie über sehr schöne Stimmmittel und über viel Können verfügt; sie hatte mehrmals bei offener Scene starken Beifall. Die Hauptperson des Abends und überhaupt der Stolz der neuen Saison war der Sänger des Grafen Almaviva, Deider Arany. Eine so schöne, bis ins kleinste ausgebildete Tenorstimme, verbunden mit temperamentvoller Darstellung, ist nicht häufig zu finden; der Sänger verdiente reichlich den ihm ebenfalls bei offener Scene gespendeten Beifall. Eduard Walter, der Vertreter der Baritonrolle des Figaro (nicht zu verwechseln mit dem oben erwähnten Emerich Walter), ist in gleich lobender Weise hervorzuheben. Die Klage, daß Hermann Steffens, als Dr. Bartolo, manchmal etwas gar saule Wige improvisierte, ist wohl eine Verstärkung des oben ausgesprochenen Wunsches, daß dieser Künstler dem ersten Fach erhalten bleibe. — Der Dirigent, Bertrand Sänger, und das Orchester thaten auch diesmal ihr Bestes. — sz.

### Kleines Feuilleton.

w. In der Gemeindefasse. Er trat leise, vorsichtig ein. Draußen hatte er schon seinen Hut abgenommen. Die Helle, die durch die drei großen Fenster hereindendete, wenig gedämpft von den dünnen Vorhängen, stimmerte ihn so vor den Augen, daß er nicht deutlich sehen konnte. Nur eine dicke Reihe von Menschen sah er dunkel vor sich. Das plötzliche Hereintreten aus dem dunklen Korridor ins Licht hinderte ihn am Sehen und machte ihn noch schwächer, als er schon war. Mit dem Hut in der Hand blieb er an der Thür stehen.

Er hörte das Kräseln der Federn auf dem Papier und das Klappern der Geldstücke auf den Zahlbrettern.

„Ah — nun sollte er auch bald mit der Hand über so ein Brettchen streichen und dann das Geld in seine Tasche stecken.“

Nach und nach gewöhnten sich seine alten Augen wieder an die Helle. Er sah vor den Fenstern die Schreiber an ihren Pulsten stehen. Und da links — da wurde das Geld ausgezahlt. Da ging der dicke Kassierer fortwährend zwischen Geldschrank und dem langen Tisch, der die Beamten von dem Publikum trennte, hin und her. Ein ganzer Schwarm von Frauen, Kindern, alten Männern und Geschäftsleuten drängte sich dort. Da mußte er also noch eine ganze Weile warten. Verschiden, den Hut zwischen den Händen, trat er zur Seite an die Rückwand des Zimmers. Wenn seine Zeit da war, wurde er gewiß angerufen. Der Kassierer, der ihn schon lange kannte, lächelte ihm freundlich zu.

Vor ihm standen zwei Geschäftsleute: ein dicker Schlächtermeister und ein hagerer Kaufmann. Der Schlächter war ganz erhobt und streckte dem andern einen Steuerschein hin:

„Is et nich doll? ! Wieder zehn Mark mehr uff't Jahr! . . . An det soll nu Nichtsicht uff't Geschäft, uff'n Mittelstand sind? . . . Jawoll — wenn det so weiter geht, denn können wir man verhungern. Vor lauter Sorgen kann man schon keine Nacht nicht schlafen. Wir will schon nicht mehr schmecken!“

Der Kaufmann sah die feisten, glänzenden Fettpolster des Schlächters lächelnd an. Mit einer leise traurigen, zustimmenden Handbewegung drehte er sich resigniert nach dem Kassierer um, der ihm eine Quittung reichte.

Während der Kaufmann hinausging, trat der Alte an den Kassierer heran und hielt ihm seine Anweisung hin.

Der nicht noch freundlich, aber etwas gereizt: „Einen Augenblick — bloß 'n Gappen“ — Der Alte trat still zurück und sah dem Kassierer zu, der herzhast in ein bidbelegtes Brötchen biß. Ihm lief das Wasser im Munde zusammen. Unwillkürlich machte auch er eine Kau- und Schluckbewegung. Na — so 'n Wurfbrotchen wollte er ja gar nicht. Nur eine Semmel, eine trockne Semmel. Wenn

man schon seit acht Tagen nichts weiter gehabt hatte, als Kartoffeln, Pellkartoffeln mit Salz und Eichorienausgüß . . .

Er fühlte, wie ihm die Knie zitterten. Im ganzen Raum war kein Stuhl, auf dem er sich hätte ausruhen können. Mit aller Anstrengung das Schwanken vermeidend, ging er an die Wand zurück und lehnte sich gegen dieselbe. —

Inzwischen war die Lücke vor dem Kassierer wieder gefüllt. Da stand auch ein hochgewachsener Mann, den Hart spit verschnitten, den Schnurrbart straff hochgebürstet und die Haare an den Ohren vorgelammt. In der behandschuhten Rechten hielt er ein großes Formular. Sobald der Kassierer ihn sah, legte er sein Brötchen fort, würgte den abgeissenen Gappen hinunter und kam auf ihn zu: „Darf ich bitten, Herr Oberstlieutenant?“

Mit dem Formular ging er zum Schrank zurück und kramte drin herum. Aus allen Fächern suchte er das Geld zusammen und zählte und zählte. Dann untersuchte er, mit rotem Kopf, noch einmal und noch einmal sämtliche Fächer. Kopfschüttelnd sah er sich um nach den Zahlbrettern, auf denen die Steuerzahler ihr Geld gereicht hatten — aber es mußte noch nicht stimmen. Verlegen trat er auf den Oberstlieutenant zu:

„Sie entschuldigen — einen Augenblick — ich habe gerade nicht sobiel beisammen . . .“

Der Oberstlieutenant nickte halb herablassend, halb ärgerlich.

Hastig ging der Kassierer die Reihe hinunter, unterschrieb die Quittungen und strich das Geld ein. Da standen ein paar Frauen in Fächern, sie steuerten zwei Mark. Neben ihnen legte ein junger, dürftig gelleideter Chemann einen Thaler hin. Dann kam eine alte Frau, deren verblichener Umhang und vergrauten Hütchen man bessere Tage ansah. Ergeben reichte sie acht Mark in einzelnen Stücken. Eine verarbeitete, gebeugte und vergräunte Wäschefrau zählte mit ihren Fingern wenige Groschen hin. Leise flehte sie: „Ist das denn gar nicht möglich, daß es mir noch mal gestundet wird? Ich habe reklamirt — und noch immer keine Antwort. Heute früh habe ich mir das Geld geben lassen, für das ich heute noch waschen muß — bloß um nicht wieder den Gerichtsvollzieher zu bekommen.“

„Nun geben Sie schon her — das wird schon noch zur Zeit geregelt werden!“ Damit wandte sich der Kassierer zu einem Badfisch. Das Mädchen legte das Geld hin, steckte seine Quittung ein und wollte gehen.

„Hier — zwei Pfennige!“ rief der Kassierer.

Ganz beschämt drehte sich das Mädchen um, nahm lächelnd das Kupferstück mit den Fingerspitzen und schob es achlos in die Jackentasche. Wie komisch — daß man hier zwei Pfennige herausbekam — zwei Pfennige, daß man die noch einstecken mußte!

Dann winkte der Kassierer den Alten heran: „Und Sie?“

Bitternd kam der näher und streckte seine Anweisung hin.

„Ach Gott, schon wieder! — das will ich doch gar nicht. Sie sehen doch, daß ich einziehe, daß ich Geld haben will.“ sagte der Kassierer verdrießlich, ihn hinterher milder anblickend.

Entschuldigungen konnte der Alte nicht stammeln. Die Zunge war ihm vor Schreck ganz schwer. Wenn er die Leute noch verärgerte — schließlich bekam er überhaupt nichts mehr. Mit den Augen bittend, zog er sich wieder an die Wand zurück.

Wohl eine halbe Stunde stand er so. Eine von den Frauen war an ihn herangekommen: „Lassen Sie sich das doch nicht gefallen. Haben Sie nicht auch Ihr Geld zu bekommen? So viel ist ja da!“

Ganz erschreckt starrte er sie an. Nicht ein Wort fand er, das er ihr hätte erwidern können. Sie ging lächelnd hinaus.

Inzwischen kamen immer wieder Leute herein und zahlten ihre Steuern. Wohl an vierzig hatten ihr Geld hingegeben. Endlich schob der Kassierer dem Oberstlieutenant ein Brettchen hin:

„So, bitte, Herr Oberstlieutenant, siebenhundertundfünfundzwanzig Mark!“

Der Oberstlieutenant unterschrieb gelassen und packte die Geldrollen schweigend in eine kleine Ledertasche. . . .

Dem Alten schwindelte. Der Glanz des Metalls flirrte ihm vor den Augen. Wenn er erst unterschreiben konnte. Na, bald rief ihn ja der Kassierer!

Immer leerer war das Zimmer geworden. Die Thür hatte fortwährend gellappt. Da rief ihm der Kassierer erstimmt zu:

„Aber was wollen Sie denn noch hier? . . . Die Auszahlung ist doch längst vorbei!“ Und ganz ärgerlich meinte der Beamte: „Warum haben Sie sich nicht zur rechten Zeit gemeldet? . . . Heute giebt's nu nichts mehr. Kommen Sie morgen wieder!“ —

ss. Wie der Telegraph nach China kam. Es war am 3. März 1870, als das Riesenschiff „Great Eastern“, das zu einer hervorragenden Rolle in der Geschichte der überseeischen Kabelbetriebe war, indem es das erste Kabel durch den Atlantischen Ocean legte, ein zweites Schiff „Cella“ und die Korvette „Tordenskjöld“ Europa verließen, um mit 2400 Meilen Kabel an Bord nach Ostasien abzugehen. Es sollten 300 Meilen Kabel zwischen China und Japan, 900 zwischen Shanghai und Hongkong gelegt werden. Als die Schiffe in die heiße Zone des Weltmeers gekommen waren, begann die Guttaperchaumhüllung der Kabel unter dem Einfluß der Hitze zu schmelzen. Die Ausbesserung der auf diese Weise entstandenen Beschädigungen machte die größte Mühe und nahm nicht weniger als 6 Monate in Anspruch. Nach Verlauf dieser Zeit konnte man daran denken, die Punkte für die Landung des Kabels auszusuchen, und ging dann ohne weitere Formalitäten daran, an diesen Plätzen Ugr

Besten auszuschiffen und die Apparate aufzustellen. Die Japaner erhoben nur der Form wegen Einspruch, da sie sich von dem Nutzen der Ansicht bald überzeugen, in China aber entstanden die größten Schwierigkeiten. Nur die Kanonen des „Lordensthöf“ verhinderten einen Angriff seitens der Bevölkerung, der den Pionieren der Telegraphie hätte verderblich werden können. Besonders reizte das Knäpser der Stachel die Neugierde und die Begehrlichkeit der Chinesen, und es kam mehr als einmal vor, daß das Stachel von ihnen während der Nacht aufgenommen, zerschnitten und fortgeschleppt wurde, worauf sie den Raub untereinander verteilten. Dann hieß es eben wieder das Werk von neuem beginnen. Erst nach Drohungen und diplomatischen Dazwischenkünften der europäischen Mächte ließ sich die chinesische Regierung dazu herbei, der Legung von Stacheln an der chinesischen Küste und der Schaffung einiger Nebenlandlinien ihre Zustimmung zu erteilen. Zu keinem Lande der Welt haben die Telegraphenlinien einen so merkwürdigen Verlauf wie in China. Es mußte nämlich bei ihrer Anlage sorgfältig Bedacht darauf genommen werden, daß niemals der Schatten einer Telegraphenstange mit ihren Isolatoren oder der Schatten der Drähte auf ein Grab fallen dürfte, da dieses in den Augen der Nachkommen des Verstorbenen entweiht gewesen wäre. Dadurch wurde es nötig, die Telegraphen in den wunderbaren Fildacklinien durch das Land zu führen, da Gräber fast überall mit Regellosgigkeit zerstreut waren. Trotz aller Vorsicht wurde der Telegraph im Reich der Mitte noch lange als eine höllische Macht angesehen, und es bedurfte eines ganz besonderen Umstandes, um ihn auch dort populär zu machen. Erst das Lotteriespiel, dem die Chinesen wie allen andern Spielen mit Leidenschaft anhängen, führte sie auf den Nutzen der europäischen Einrichtung hin. Die Chinesen veranstalten bei jeder Gelegenheit und überall Lotterien, deren Lose bis in die entferntesten Dörfer verbreitet werden, der Ausfall wird durch Läufer angezeigt. Nun können die Chinesen ebensowenig wie andre Leute auf den Ausgang des Glücksspiels mit gleichgültiger Geduld warten, und daher war es für sie eine freudige Ueberraschung, ihre Lotteriegewinne vermittelt des Telegraphen mit der größten Schnelligkeit zu erfahren. Seit dieser Zeit hat man in China gegen den Telegraphen nichts mehr einzuwenden und bedient sich seiner in allen andern nötigen Fällen. Welche Schwierigkeit ferner die Eigenart der chinesischen Sprache, der die Buchstaben gänzlich fehlen, dem telegraphischen Dienst in China bereitet, ist zu oft beschrieben, um es nochmals zu wiederholen. Uebrigens ist die Benützung der 200 durch Zahlen bezeichneten chinesischen Worte in der Telegraphie in merkwürdigem Maßgrade begriffen, da sich der gebildete Chinese, der für die Benützung des Telegraphen allein in Betracht kommt, neuerdings gewöhnlich europäischer Worte zur Zusammenstellung von Depeschen bedient. —

### Sprachwissenschaft.

— Ein französischer Sprachenatlas. Der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ wird geschrieben: Wie in Deutschland schon seit längerer Zeit an einem Atlas der Mundarten gearbeitet wird, so ist nun auch in Frankreich ein ähnliches Unternehmen in Angriff genommen worden. Es trägt den Namen Atlas linguistique de la France und wird von J. Gilléron und E. Edmont geleitet. Die Arbeit des Sammelns hat Edmont übernommen. Das französische Sprachgebiet in Europa, wozu fast ganz Frankreich, Teile der Schweiz, von Belgien und von Elsass-Lothringen, die normannischen Inseln und einige hohe Täler Piemonts gerechnet sind, ist in etwa 650 Bezirke eingeteilt, in jedem Bezirk werden gegen 2000 Wortformen untersucht. Der Umstand, daß man es verschmäht hat, Mitteilungen anderer zu benutzen, und daß man vielmehr alles durch eigene Sammelarbeit zu beschaffen sich bemüht, wird dem Unternehmen einen gleichmäßigen Wert sichern müssen. Die Umschreibung der Laute ähnelt ziemlich der von den Sprachforschern jetzt allgemein angenommenen Weise. Bei den Vokalen z. B. scheidet man zwischen offenen und geschlossenen, zwischen langen und kurzen, zwischen nasalen und halbnasalen Vokalen, oo = franz. eu, u = franz. ou. Die beiden Probeblätter, welche der Antikündigung beigegeben sind, enthalten die Worte aiguille und abeille oder was in einzelnen Gegenden an die Stelle dieser Begriffe gesetzt wird. Jede Lieferung soll 50 Blätter enthalten, das ganze Werk wird etwa 1700 bis 1900 Blätter enthalten und gegen 450 Fr. kosten. Im Herbst 1901, zu welcher Zeit alle Vorarbeiten voransichtlich beendet sein werden, soll der Druck beginnen, und zwar wird jeder Tafel ein erläuternder Begleittext angegeschlossen. —

### Kulturgeschichtliches.

— Die Fahrt zur Leipziger Messe. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ schreiben: Was würden die heutigen Besucher der Leipziger Messe sagen, wenn ihnen eine hohe Obrigkeit genau die Wege vorschriebe, auf denen sie Leipzig erreichen müßten! Und doch war dies früher, als Deutschland noch mit einer Masse von Volkstümpeln besetzt war, die zu umgehen ein „Verbrechen“ gewesen wäre, der Fall. Wer von Frankfurt am Main oder vom Rheine kam, hatte die „Hohe und Oberstraße“ zu ziehen; wenn er Nebenstraßen benutzte, war er des fürstlichen Schutzes verlustig, während Pferde, Wagen und sonstige fahrende Habe dem Gericht verfielen. Die von Plauen über Mhlan, Reichenbach und Zwickau nach Leipzig reisenden Kaufleute durften das „Zwische Wegleit“ nicht dadurch umfahren, daß sie einen Umweg über Schleiz machten. Die Breslauer Kaufleute waren auf die Route Neumarkt Ziegenitz, Bunzlau, Lauban,

Görlitz, Bautzen, Komenz, Königsbrunn, Großenhain, Grimma (Eilenburg) verwiesen. Das kaiserliche Patent vom 26. Mai 1668 tadelt nachdrücklich, daß die böhmischen Fuhrleute sich unterstanden, „die ordentliche Strafe bei der böhmischen Mühle (bei Ober-Wiesenthal) vorbeizufahren und sich in dem an dem Schloßgen neu erbauten Gleits-Hause weder anzumelden, noch viel weniger das gewöhnliche Gleite-Accis und Licenten abzustatten, sondern andre Wege zu finden, insonderheit auf die also genannte Bauerische Mühle zuzugehen.“ Die Prager und Wiener Kaufleute mußten die böhmische Landstraße einhalten, die über Reichenhain, Marienberg, Zschopau, Chemnitz, Möhrsdorf, Altenmörbitz und Vorna lief; verboten war ihnen der Weg über den „großen Berg-Teich“ zwischen Marienberg und Niederswalda, durch Mochheide und andre Orter“. Wer von Wien oder Prag kommend Dresden berühren wollte, mußte Pirna oder Dohna passieren und durfte sich nicht nach Rostadt oder Stolpen wenden. —

### Technisches.

— Ein rahmenloses Fenster für Eisenbahnwagen hat, nach dem „Prometheus“, der Maschinenmeister Kühn in Porschach hergestellt, das wohl geeignet scheint, die lästigen Mängel der gebräuchlichen Schiebefenster mit Holzrahmen zu beseitigen. Weil der die Glasscheibe umschließende Holzrahmen für Witterungseinflüsse — Risse, Frost, Hitze — so empfänglich ist, daß dadurch die leichte Gangbarkeit des Fensters nicht selten zum Verdruss der Reisenden bis zur Unbeweglichkeit gestört wird, so mußte dieser Störenfried, der Holzrahmen, beseitigt werden, um diese Uebelstände aus der Welt zu schaffen. Das rahmenlose Wagenfenster besteht aus einer 8 Millimeter dicken Glasscheibe, deren Kanten an drei Seiten abgerundet sind, während die vierte, die untere Seite, eine Schienenfassung trägt, die mit einer Gummi-Einlage versehen ist. Sie vermittelt ein elastisches Ausstoßen des Fensters beim Herunterlassen desselben. Das Fenster gleitet hierbei in Führungsrinnen der Wagenkühr, die zur elastischen Abdichtung mit Filz oder Tuch ausgekleidet sind. Ein in der Glasscheibe unterhalb der Oberkante angebrachter Metallgriff dient zum Aufziehen und Niederziehen, zum Schließen und Öffnen des Fensters. Um auch dieses Bewegen der schweren Glasscheibe zu erleichtern, sind an der Metallschiene Gurte oder Schmiere befestigt, die über Rollen laufen und an ihren freien Enden Kleigewichte tragen, welche das Glasfenster nahezu im Gleichgewicht halten, so daß es nur einer geringen Kraft zum Bewegen desselben bedarf. Nachdem derartige rahmenlose Schiebefenster auf einigen schweizerischen Bahnen sich bewährt hatten, haben sie auch auf bahrischen, sächsischen und preussischen Bahnen Eingang gefunden. —

### Humoristisches.

— Der hochachtbare Tierbändiger. Tierbändiger (erklärend): „Hier der Tiger, meine Herrschaften, eines der gefährlichsten und stärksten Raubtiere; mit seinem furchtbaren Gebiß zerreiht er sogar . . . die Beefsteaks, die drüben im Restaurant serviert werden!“ —

— Es lohnt sich nicht. „Warum sind Sie denn so sehr gegen die litterarischen Reizungen Ihres Herrn Sohnes?“

Geadelter Vörsianer: „Weil für den bei der ganzen Dichterei nichts heraushängt. Was ist der Schiller geworden? Herr von Schiller. Und der Goethe? Herr von Goethe. Und mein Moritz? Der ist heute schon der junge Herr von Kohn.“ —

### Notizen.

— Das Schauspielhaus bereitet „Turandot“ und „Semele“ als Festaufführungen für Schillers Geburtstag vor. — Von der Censur verboten wurde die Aufführung der naturalistischen Komödie „Das neue Geschlecht“ von Peter Petrie. —

— Drei Einakter von Theodor Herzl, Max Müller und Julius Stinde werden am 15. September im Schauspielhaus zum erstenmal in Szene gehen. —

e. Für die beste dramatische Arbeit, die im Laufe dieses Jahres von einer italienischen Bühne zur Aufführung gebracht werden wird, hat der italienische Unterrichtsminister einen Preis von 3000 Lire bestimmt. Das Urteil soll von der permanenten Kommission für dramatische Kunst abgegeben werden. —

— Der Niederösterreichische Gewerbeverein schreibt zwei Preise, einen von 25 Dukaten und einen von 10 Dukaten aus für die besten und zweckentsprechendsten Entwürfe eines Anipfsteppichs für ein Damenzimmer, und zwar eines Modells moderner Richtung in der Größe von 3 : 4 Metern. Die Konkurrenzarbeiten (im Maßstabe von 1 : 10 ausgeführt) sind bis längstens 30. d. M. in der Kanzlei des Niederösterreichischen Gewerbevereins, I., Eichenbachgasse 11, abzuliefern. —

— Der deutsche Fröbelverband, der sich auch auf die deutschsprechenden Teile der Schweiz und Oesterreichs erstreckt, wird seine diesjährige Versammlung vom 5. bis 8. Oktober in Dresden abhalten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 9. September.